er sich noch aus der deutschen Heimat mitnehmen. Und Ruth lächelte ihm errötend in die Augen . . .

So kam es, daß aus dem Doppelselbstmord schließlich eine sehr vergnügte Doppelhochzeit wurde.

—⊡—

Das Nachtquartier

Skizze von W. Hoeppener-Flatow.

Bevor Joachim Stetter, Herr auf 2000 Morgen kultviertem Weizenboden, sich an den Frühstückstisch setzte, ging er mit dröhnenden Schritten an das Fenster, riß beide Flügel weit auf und schrie mit Stentorstimme: „Krüschan!"

Nach einer geraumen Weile antwortete vom Pferdestall her eine mürrische Greisenstimme „Jäa!" und ein dürres, uraltes Männlein in roter Stalljacke erschien.

„Krüschan, anspannen! Wir fahren nach'm Finanzamt!"

Bevor Krüschan antwortete, nahm er die Pfeife aus dem Munde, spuckte aus und sagte dann, „Tjämull!" Dann hing er den „Knösel" wieder in eine Zahnlücke und trolle sich.

Joachim Stetter fuhr „zum Finanzamt". Allerdings hatte es sich für ihn in der „Goldenen Kugel" etabliert, und die ihm bekannten Beamten waren meistens, gleich ihm, Junggesellen, die einem guten Tropfen nicht widerstehen konnten. Die Sitzungen pflegten gewöhnlich endlos lang und schwer zu sein. Krüschan saß währenddessen auf dem Hof im Wagen, rauchte Pfeife und langweilte sich.

Lange nach Mitternacht kam Joachim Stetter mit starker Schlagseite unter gütiger Assistenz des „Alfons" die Treppe herunter, kletterte stöhnend auf seinen Sitz und schlief sofort ein. Krüschan schirrte auf, sagte „Jüh!" und fuhr los.

Es war eine stockfinstere Nacht. Schauerlich heulte der Wind, und sein Stöhnen vereinigte sich mit dem Schnarchen des Schlafenden zu einem unheimlichen Konzert. Krüschan ging die Pfeife aus — er gruzelte sich und ließ die Gäule laufen, was sie konnten. Endlich hielt er vor dem Gutshause. Mürrisch sich umdrehend, brummte er das Stichwort, auf das der Herr gewöhnlich auszusteigen pflegte: „Utstiege!"

Heute rührte sich nichts im Wagen. Nur der Wind heulte und tobte.

„Utstiege, Härr!"

Wieder rührte sich nichts. Krüschan wurde es unheimlich, er kletterte mit steifen Knochen vom Bock und stierte ungeduldig in das Dunkel: Der Herr war weg! Sein Sitz leer!

„Hei is rutefallen!" philosophierte der Graukopf und begab sich mühsam wieder auf seinen Sitz. „Will'n man holen. — Jüh!"

Etwa auf der Hälfte des Weges kam ihm Joachim Stetter fluchend und frierend entgegen. Er war im Schlaf aus seiner Ecke gefallen und hatte sich schimpfend zu Fuß auf den Heimweg gemacht. — —

Ein paar Wochen später mußte Joachim unbedingt wieder einmal „auf das Finanzamt". Wieder riß er dröhnend die Fenster auf, brüllte „Krüschan!" und reiste ab. Gegen drei Uhr wurde er unter dem Hallo der Freunde unter Mitwirkung des Pikkolo in seiner Ecke auf dem Wagen verstaut, vorsorgend knöpfte Krüschan sorgfältig das Spritzleder zu und sagte: „Jüh!"

Kurz hinter der kleinen, verschlafenen Kreisstadt setzte ein vorschriftsmäßig nachhaltiger Landregen ein. Krüschan gebrauchte die Peitsche. Ganz in sich zusammengekrochen, hockte er auf dem Bock — fluchte — und ohne Rücksicht auf den leidenden Zustand seines Herrn, trieb er die Pferde an. Als er aber — triefend vor Nässe — vor dem Herrenhaus hielt und „Utstiege!" sagte, war Joachim wieder verschwunden. „Hei is wedder rutefallen", knurrte er. Dann — nach kurzem Nachdenken —, meinte er: „Och wat, dat macht nix! Ick spann ut, hei wart all kaume!" Sprach's, schirrte ab und schob den Wagen in die Remise. Dann begab er sich zur wohlverdienten Ruhe.

Aber der „Härr" kam nicht! Dafür erschien am nächsten Morgen Franz, der glattrasierte, hochherrschaftliche Diener und berichtete aufgeregt, daß Joachim Stetter verschwunden sei, und ob Krüschan nicht wisse, wo er hingekommen sei, und ob man nicht die Polizei — —?

Krüschan kraute besorgt den grauen Schädel. „Chottsdunniwetter!" Ihm schlug heftig das Gewissen, daß er seinen Herrn schutz- und hilflos im Regen gelassen habe. Schon wollte er mit der Sprache herausrücken und berichten, daß er ihn schon einmal unterwegs verloren habe, als sich in der Remise ein furchtbares Schimpfen und Fluchen erhob. Mit schlotternden Knien schloß Krüschan auf. Heraustrat — verkatert und übernächtigt — Joachim Stetter. Franz rieb sich grinsend den linken Stiefel an der rechten Wade; Joachim aber schrie seinen getreuen Kutscher wütend an: „Seid Ihr denn ganz und gar von Gott verlassen, mich hier in die Remise einzusperren?"

Er war bei der raschen Fahrt vom Sitz unter das Spritzleder gerutscht und hatte die ganze Nacht in der verschlossenen Remise zubringen müssen — — —

—⊡—

Die Unterschrift

Skizze von K. Struppe-München.

Mit angeborener Breitspurigkeit betrat der Unterhändler Quirin Krenkl die Kanzlei des Justizrats. Die Gegenpartei, seine Schwägerin Rosina Setzensack, war schon anwesend und blickte mit einem Gemisch von Verachtung und Wut zur Seite, als Krenkl am Tische Platz nahm.

„Ich habe Sie beide zu einer Unterredung hergebeten," begann der Anwalt, „weil ich die Sache gern auf gütlichem Wege regeln möchte. Wenn Sie, Herr Krenkl, einigen guten Willen zeigen —"

„Ich?" fiel der Unterhändler mit höhnischer Verwunderung ein. „Warum nur ich? Wo ich doch alles schwarz auf weiß habe!"

Der Justizrat sah ihn mit ungläubigem Lächeln an. Gereizt durch diesen stummen Zweifel entnahm Krenkl seiner Brieftasche ein Schriftstück und zeigte es dem Anwalt, während er sagte:

„Das hat mir die Setzensack eigenhändig unterschrieben . . . Daß sie nämlich mit ihrem gesamten Mobilar für mich Bürge steht, jawohl! Für eine Schuld von zweitausend Mark, die ich leider nicht hab' einlösen können . . . Und jetzt wendet sich natürlich der Hirschmann an sie. Ist's deine Unterschrift oder nicht?" wandte er sich an die Frau.

Rosina Setzensack konnte vor Erregung kaum sprechen und drehte den Kopf abermals zur Seite. Der Justizrat sprach für sie.

„Es handelt sich zunächst nicht um die Echtheit der Unterschrift, sondern drum, daß Ihre Schwägerin behauptet, einen leeren Bogen Papier unterschrieben zu haben . . ."

„Ist ja aufgelegter Schwindel!" rief Krenkl in heftiger Erregung wieder dazwischen.

„Bitte, unterbrechen Sie mich jetzt nicht, Herr Krenkl," sagte der Justizrat mit ruhiger Energie. „Also Sie wollten — wie mir Frau Setzensack berichtet hat — wegen einer Wasserzuleitung zur neuen Heimgarten-Kolonie eine Eingabe an den Stadtmagistrat machen. Dazu bedurften Sie der Unterschriften sämtlicher Gartenteilbesitzer. Mit Ihrer Schwägerin fingen Sie an, weil diese am andern Tag für einige Zeit verreisen wollte, Sie aber die Eingabe noch nicht fertig hatten. Frau Setzensack behauptet nun, von Ihnen einen leeren Bogen Papier zur Unterschrift vorgelegt erhalten zu haben, den Sie nachträglich mit ganz anderem Inhalt ausfüllten, eben mit dieser Bürgschaftsübernahme und Mobilarverpfändung."

Die Augen des Anwalts ruhten prüfend und verweilend auf dem verschlagenen Gesicht des Mannes. Der stieß wieder ein kurzes verächtliches Lachen aus und entgegnete mit großer Ueberlegenheit:

„Ist ja lauter verlogenes Gefasel von der Setzensack! Die Eingabe wegen der Gartenangelegenheit war wohl von mir geplant, aber ich hab' sie hernach nicht ausgeführt." Er schlug mit der Hand auf das Papier und sagte: „Dieses Schriftstück hab' ich ihr vollständig ausgeschrieben vorgelegt; sie hat es gelesen, war damit einverstanden und hat eigenhändig ihre Unterschrift gegeben. Und damit basta!"

„Nein, Herr Justizrat," schluchzte die Frau, „er hat mir einen leeren Bogen vorgelegt. Und weil er es so eilig hatte und mir die Sache so plausibel hinstellte, hab' ich dummerweise meinen Namen auf das leere Blatt gesetzt."

Der Anwalt hatte inzwischen mit einer scharfen Lupe das Schriftstück betrachtet. Krenkl schaute ihm mit hämischem Lächeln zu.

Endlich sagte der Justizrat zu dem Unterhändler:

„Sie haben also den ganzen Text vorher bei sich zu Hause geschrieben und sind dann damit zu Ihrer Schwägerin gegangen?"

„Selbstredend!"

„Woher stammt das Papier?"

„Das liegt stoßweise in meinem Schreibtisch."

Der Justizrat nickte und schien mit dieser Erklärung zufrieden. Ganz ruhig fuhr er fort:

„Das Format des Bogens ist ziemlich groß. Konnten Sie ihn in ihrer Brieftasche unterbringen?"

„Hab' ihn natürlich zusammenlegen müssen, wie Sie sehen . . ."

„Ja, das sehe ich."

Der Justizrat mußte aber noch etwas gesehen haben; denn er sagte:

„Mich wundert nur eins, Herr Krenkl: daß Sie sich die Arbeit dadurch erschwerten, indem Sie das Papier zuerst zusammenfalteten und dann erst beschrieben. Bekanntlich schreibt es sich über scharfe Buglinien immer etwas schwer."

„Wie meinen Sie das?" fragte Krenkl mit kaum merkbarer Unsicherheit.

„Ich meine es genau so, wie es ist. In der Regel schreibt man auf einem glatten, ungefalteten Bogen Papier, wenn man an seinem Schreibtisch sitzt und den Bogen frisch aus der Lade nimmt. Nun sieht man aber an Ihrem Schriftstück genau — besonders an den Unterlängen — daß Sie zwei Zeilen auf eine schon abgebogene Fläche setzen mußten. Das wäre Ihnen aber erspart geblieben, wenn Sie, wie Sie behaupten, das Schriftstück tatsächlich zu Hause vorbereitet und dann erst zu Frau Setzensack gebracht hätten . . . Ja, das meine ich. Vermutlich werden die gerichtlichen Sachverständigen auch dieser Meinung sein."

Und so war es auch.

Rätselecke

Kreuzworträtsel.

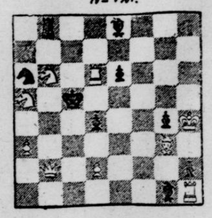


a) Wagerecht: 1) Tier, 3) Lohn, 5) asiat. Fluß, 7) engl. Präposition, 8) Laut, 11) Teilbarkeit, 12) Mädchenname, 13) Hinweis auf Gerechtigkeit, 15) schmale Zeile, 16) span. Artikel, 18) Münze, 21) ital. Note, 22) Anfahrt, 23) Nauras Stadt, 24) Männername.

b) Senkrecht: 1) Schweiz. Bundesrat, 2) Vogel, 3) Meerenge, 4) Parlament, 6) ital. Note, 9) Flammenzeichen, 10) Ursache, 13) Zeitabschnitt, 14) Gedicht, 15) Sportsmann, 16) Bibl. Person, 17) Blasinstrument, 18) Abgabe,

Schach:

№ 121.



Zweizüger

Auflösungen aus voriger Nummer:

Kreuzworträtsel:

Senkrecht: 1 Eskimee 2 Witbo 4 Palette 5 Uemir 7 Terror 8 Odium 9 Bob 11 Aeg
Wagerecht: 1 Eva 3 Up 6 Cato 9 Best 10 Leda 12 Sommerferien 13 Bier 14 Trug 15 Rebe 16 Tom 17 Rotter.

Bilderrätsel:

(Auflösung: Auf Wacht am Sommernachtsball.

Schach:

Lösung:
1) Sf5-d4 ..... Th8 x c8
2) Te1-d1 # oder
1) ..... c5 x d4
2) La6-c4# oder
1) ..... Te4 x d4
2) Te1 x e5 # u. Var.

Druck und Verlag: P. A. Santz, Altena.
Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena

DER ERZÄHLER

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 24 — Samstag, 19. Juni — 1926

Die Rettung

Skizze von Paulrichard Hensel.

Jetzt, als wieder einmal die Fluten hemmungslos über die Dämme brachen und aus harmlosen Flußbetten vernichtende Kraft nach Brücken, Bäumen und Häusern griff, mußte ich an Tobias Sattel denken, der bei der letzten Flut sein Leben ließ — niemand konnte sich damals erklären, warum. Denn wohl hatte der entfesselte Gebirgsbach schon Straßen und Gärten überflutet, aber es hatte doch jeder Zeit gehabt, als das hastige Rufen der Glocke sie vom Abendtisch aufschreckte, mit einem kleinen Bündel des Notwendigsten die Anhänge zu ersteigen, von wo aus sie wehrlos, aber am eigenen Leben sicher, der Vernichtung zusehen mußten.

Tobias Sattel war nicht im Dorfe gewesen. Seitdem er bei dem Bau der neuen Bahn beschäftigt war, ging er früh, kam spät und traf kaum noch mit den Nachbarn am Tage zusammen. War die Arbeit beendet, eilte er sich auch nicht, nach Hause zu kommen, sondern schlenderte oft gemächlich über den schmalen Weg, der, die Chaussee abschneidend, durch das Tal an dem Flußbett entlangführte. Man hätte ihn für einen Wanderer halten können, der sich in Betrachtung der Natur verliert, und wirklich war diese Stunde des Heimwegs seine eigentl. Feierstunde, in der er ausruhte und seine Gedanken spielen ließ. Zu Hause — es wartete nicht viel Freude, und es hatte keinen Sinn, mit Dingen sich zu verbittern, die nun doch Gewohnheit geworden waren: Gleichgültigkeit, Streit, Mißverstehen — man kann die Liebe nicht pachten wie einen Hof, für viele Jahre, für immer —

Den ganzen Tag war schon dieses merkwürdige Zittern in ihm gewesen. Lähmend legten sich allerlei Gerüchte auf die Arbeit: Es war Schneeschmelze und Regenzeit. Jeder wußte etwas zu erzählen, hatte etwas gesehen. Einer, der eine Zeitung mithatte, zeigte sie den anderen, und sie lasen lange und horchten dann in die Luft, als hörten sie schon die unheimliche Melodie des Rauschens und Brechens, die man nie mehr vergißt, wenn man sie einmal vernommen hat. Immer wieder ging der Blick nach der Uhr —

Mit weit ausholenden Schritten machte sich Tobias auf den Heimweg. Es war ein Wetter, bei dem er an jedem anderen Tage in den Baracken der Baugesellschaft geblieben wäre: Regen und Wind. Aber er dachte: Sie wird sich ängstigen, wenn sie allein ist. Und da packte ihn selbst die Furcht, als er hinter dem Pfeifen des Windes ein anderes Geräusch vernahm, stärker, dumpfer, immer näher kommend . . . und nun, da er aus dem Wald in die Lichtung trat und auf den Fußsteig treten wollte, der nicht mehr da war, und den Bach suchte, der ein reißender Strom geworden war, in dem lange Fichtenstämme wie dürre Halme durcheinanderwirbelten, stockte ihm der Fuß. Seltsam klar arbeiteten seine Gedanken: Diese hemmungslose Kraft vergrößert sich mit jedem Kilometer. Unten im Dorf läuten sie gewiß schon die Glocken, aber keine Hand kann da Einhalt tun, das muß sich ausströmen über Ufer und Wälle. Und wo der Bach am Ende des Dorfes sich teilt, steht sein Haus inmitten — — Herrgott im Himmel, steh' meinem Weib bei und mir, daß ich noch zu ihr komme, betete er laut. Wie gehetzt lief er zurück, denn es war unmöglich, auf dem gewohnten Wege vorwärts zu kommen. Die einbrechende Dunkelheit legte sich wie Schranken vor Hügel und Wald. Tobias aber lief und achtete nicht, daß ihm die Zweige ins Gesicht schlugen, daß er knietief in Pfützen sank — er lief und war mit seinen Gedanken ganz fern: Ein Hochzeitstag, ein frohes Bauen, ein Ausruhen Hand in Hand am Abend, manches Jahr — und dann schrie es wieder laut in ihm: Nicht zu spät kommen — nur nicht zu spät — —

Auf Umwegen gelangte er an das untere Ende des Dorfes. Mit hastigen Blicken hatte er die Lage erfaßt, verstörte Menschen waren an ihm vorbeigelaufen, niemand ließ sich Zeit zu fragen. Jetzt, dort — sein Haus, dunkel in einem weiten See, hein Garten, kein Steg, nur Schlamm und zersplittertes Holz. Tobias biß die Zähne zusammen. Langsam watete er in das Wasser hinein, warf die Jacke von sich, drängte sich gegen den reißenden Strom, stützte sich auf angeschwemmte Bretter — und kam vorwärts, Schritt, bis an die Brust im Wasser — aber nun stand er vor der Türe, stemmte sich mit einem erlösten Schluchzen dagegen —

In dem Halbdunkel des Zimmers sah er, eng nebeneinander gekauert, sein Weib und einen fremden Mann. Die Furcht von vielen Stunden hatte sie so gelähmt, daß sie kaum an den Versuch gedacht haben mochten, das Ufer zu erreichen, sie sprangen nicht einmal auf, sondern sahen nur mit weit aufgerissenen Augen dem Eintretenden wie einem Gespenst entgegen. Tobias sagte nichts. Minutenlang stand er ohne Bewegung. Dann packte er die Frau, die gellend aufschrie, trug sie hinaus, trug sie mit übermenschlicher Kraft durch die Strömung an das Ufer, legte sie auf die Böschung und kehrte das Ufer, legte sie auf die Böschung und kehrte das um, ohne ein Wort zu sagen. Wie er dem Fremden den Weg hinaus gewiesen hatte, weiß man nicht. Man vermutet, daß er noch in derselben Nacht die Gegend verlassen hat. Man hat ihn nie wieder gesehen —

Auch Tobias Sattel sah man nicht wieder, wenigstens nicht lebend. Gegen drei Uhr morgens wichen die Wände des Hauses dem Druck des Wassers, und man fand später nur aus den Trümmern, die Tobias' Grab geworden waren, daß die Türe von innen verriegelt war. —

Der Pfarrer des Ortes hatte mir diese Geschichte erzählt. Und ich wunderte mich über den Unglücklichen, der an nichts anderes gedacht hatte, als mit Gefahr seines eigenen Lebens dieselbe, die ihn betrogen hatte, zu retten, statt zu bestrafen. Aber der Pfarrer sagte lächelnd:

„Was Tobias Sattel tat, war seine Pflicht, die er an jedem Fremden ebenso erfüllt hätte. Daß er sie an seinem Weibe tat, war seine Strafe für diese. Vielleicht hat er daran gedacht, daß nach Glück und Wohlstand zu sterben besser ist, als einsam und im Elend weiter zu leben. Und diese Frau lebt noch — —

Aus der Tiefe

Der du im Rausch der Kathedralen
Gewaltsam in uns überschäumst,
In milden Abendlichtes Strahlen
Aus unserm Blut die Welt erträumst,
Der du in tausend Wundenmalen
Dich über unserm Alltag bäumst —

Den keiner fand, den alle fühlten,
Die in der Leidenschaften Strom
Die fieberwilden Stirnen kühlten
Und tiefer sich ins Dunkel wühlten,
Erschauernd vor der Gottheit Dom —

Der tief in uns und nie bezwungen,
Als Ewig-Einer ewig blüht —:
Zwing dich in unsere Niederungen
Zum Werk, um das wir uns gemüht!

Wilhelm Luetjens.

Glockenspiel

Von Richard Euringer.

Nun ist es Stille, die mich lehrt.
Sie sitzt am Krankenbett.
Die hohen weißen Wände glühen im Abendrot, das durch den Birnbaumgarten über die Schieferdächer leuchtet. Die weißen Wände welken, werden grau, lösen sich in zergleitende Gesichte zwischen Dämmerung und grüner Nacht.

Schlaflos lieg ich, lauschend, Nächte, Tage, lauschend auf die Stille, die mich lehrt.

*

Das ist die laute, bellende Glocke unten am Tor: ein neuer Kranker wird eingeliefert.
Das ist die laute, bellende Glocke unten am Tor; wie ein Hund liegt sie lauernd hinter der Tür, schlägt an und meldet und tobt an der Kette. Da fürchten sich die Kranken, wie Kinder vorm Schlächterhund. Drücken sich beiseit und kehren am liebsten wieder um.
Das ist die laute, bellende Glocke unten am Tor. Wie eine scharfe Dogge sprang sie mich an.
Immer noch zuck ich zusammen, wenn sie die Zähne fletscht . . .

*

Schritte im Flur, gehende Türen, eine Treppe, die ächzt: das ist dies schwesterliche Läuten im Flur.
Komm nur! Es tut nicht weh! Ein laues Bad, ein lindes Bett und ein paar Tröpfchen Schlummer . . .
Wie eine Schwester nimmt sie dich auf und stützt dich und nickt dir zu. Nun bist du in guter Hut. Nun nicht mehr denken und sinnen und sorgen! Nun wird alles gut.
Ein laues Bad, ein lindes Bett und ein paar Tröpfchen Schlummer . . .
Das ist dies schwesterliche Läuten unten im Flur.
Seelenlos, eigensinnig, irr, mit blechernem Surren, das ist die Stubenuhr im Gang. Das ist die Fieberuhr, die sich verzählt, wahnsinnig Stunden leiert wie Minuten, den Mittag an den Abend rückt, den Morgen unterschlägt, Falschmünzerkünste treibt mit Zeit und Zahlen. Das ist die sinnlose Monotonie fixer Wortreihen, wiederkäuende Traumängste, das Phantasieren lallender Gedankenflucht.
Wahnsinnig, eigensinnig, irr, mit blechernem Surren: das ist das Fieber selbst! Die Fieberuhr . . .

*

Zitternd, ein erstickender Hilferuf . . . Das ist die kleine Klingel überm Bett, von Stube zur Stube, zur Wärterin.
Nun springt das rote Lichtchen auf, draußen, blutrot schwimmend im milchigen Zwielicht, wie ein erbarmungsvolles Herz, wie ein ewiges Lämpchen, das macht.
Zitternder kleiner Hilferuf, Wehlautklingel! Da tastet die heiße Hand nach einer gütigen Seele, da streckt der Sinkende die Arme aus . .
Ein Seufzer ächzt dem Alpdruck nach; groß aus dem Dunkel kehren Menschenaugen wieder. Sie haben den düsteren Engel gesehaut.
Das ist die kleine Klingel überm Bett, von Stube zu Stube, zur Wärterin.

*

Aus ertrunkener Ohnmacht schreckt ein ungeduldiges Signal: Operation! Der Arzt! Der Chirurg!
Das ist die unerbittliche Schelle, zuckend, ein Stich, ein Schnitt, ein elektrischer Schlag.
Wahren rollen, der Aufzug surrt, in weißen Laken ein Gleiten in betäubendes Gift, wenn zischend Wasserstrahlen spritzen, grausame Nickelinstrumente blinken, der Pulsschlag stockt.
Herrisch ein kühles Kommando; sachlich ein nacktes Gebot. Nüchternes Urteil; Narkose!
Das ist die unerbittliche Schelle, zuckend, ein Stich, ein Schnitt . . .

*

Aus unerhörten Träumen gängelt es dich

zurück, heiter, in klebendes Licht . . . Glockenspiel . . .

Fallende Klänge, summendes Metall unter klöppelndem Hammerschlag, bing . . bong . . bung . . hoch oben vom Turm.

Noch faßt es ahnendes Erwachen nicht, in regelloser Erschöpfung. Sachte wölbt sich der verklärte Herbsttag hinter halberweckten Lidern, bauen Wände sich zum Raum; Morgenfrische taut der Garten durch die hohen, halbverhangenen Fenster. Langsam strömt die Zeit zurück, durch den Birnbaumsegen, über Schieferdächer, aus der Glockenstube . . .

Bing . . bong . . bung . . bang . . wehend, wandernd, leicht gewandelt.

Eine kleine Fuge. Thema, das die Viertelstunde spielend baut und kehrt und wendet und im Stundenschlag erlöst.

Friedensbotschaft und Genesung.

Ewigkeit im Maß der Zeit, zart gefaßt in die meisterliche Form einer kleinen Fuge.

Lächelnd, lieg ich, lauschend, wie der Tag sich baut, die Stunde sich ein Gehäus zimmert in heiterem Hammerschlag.

Im Glockenspiel eines alten Niederländers fand ich den Gespielen. Nun ist es Stille, die mich lehrt . . .

Gesicht in der Mittagsglut

Skizze von Otto Julius Walter.

Sommerglut flimmert über dem heißen Sand der Dorfstraße. Lastet in ihr und verödet doppelt die verschlafene Nachmittagsstille, die wie Ausgestorbenheit um die geschlossenen Fensterläden brütet.

Als wäre sie aus dem stäubenden Grau, dem grasigen Flimmer gewachsen, steht plötzlich mitten auf dem Dorfplatz eine seltsame Greisengestalt. Ein abgegriffener, vom durchdringenden Schweiß speckiger Filzhut deckt des Alten Haupt. Gespenstisch leuchtet der silberweiße, verstruwelte Bart unter dem hitzigen Glührot des Angesichts.

Merkwürdig die schweren Stiefel, faltenreiche, ganz im Mahl der Landstraße gebadete „Knobelbecher", in denen die dünnen Beine schlottern.

Unaufhörlich wippen die Füße, schlagen die Hacken auf den Boden auf. Auf und nieder . . . Und bei jedem Niederschlag klirren Becken, dröhnt das heisere Bumm einer Pauke, die der Alte auf dem krummen, tiefgebeugten Rücken trägt. An ihr Schlagzeug sind die Füße gefesselt. Keine Rast ist den wegemüden gegönnt.

Sie treten die geräuschvolle Begleitung zu einer Melodie, die monoton aus den Pfeifen eines Dudelsacks quillt, der vor des Alten verhutzeltem Körper bis auf die Knie hinunter baumelt. Mit schwacher Lunge füllt er von Zeit zu Zeit den mit Armen und Händen gepreßten Windsack. Ein häßliches Wimmern, ein klägliches Blöken lassen die Pfeifen hören; bald ist es wie das Heulen eines Hundes, bald wie Fisteltöne einer zerbrochenen, verwüsteten Menschenstimme.

Der schweiß- und schmutz- und staubverkrustete Alte, der unter seinen Instrumenten versinkt, als sei er nur ihr seelenloser Mechanismus, das mißtönige Jaulen der Sackpfeifen: dieses gequält Lebendige inmitten des vereinsamenden Mittagssonnenbrandes wächst auf wie ein Aufschrei aus der Stille, wie ein Erdarmen-Gewinsel aus der Tiefe erschütternder Menschenerniedrigung.

Wie ein gellender Ohnmachtswutschrei zerreißt es die gewitterschwer wabernde Glutendumpfheit des Julitages. Eine Geißel ist der Anblick, der dur chentsetzte Augen in die Seele fällt und sich festkrallt, daß sie blutet.

Umso aufreizender, umso verstörender, je mehr die wenigen Dorfkinder, die des Alten gewahr geworden, ihn umdrängen und auf die Becken und die Pauke trommeln, daß das müde Männchen taumelt.

Ein immer gleich bleibendes verschmitzt-ergebenes Lächeln liegt in seinen Zügen. Sein Gesicht nimmt auch keinen andern Ausdruck an, als er jetzt langsam, immer dudelnd und tretend, sich im Kreise zu drehen anfängt, um — ein närrischer Tanzbär — die Kinder, deren Zerren und Necken ihn nur zu ermuntern scheint, mit putzigen Gliederverrenkungen noch mehr zu kreischender Lustigkeit herauszufordern.

Da kommt vom Dorfende herauf eine ärmlich gekleidete, rüstige Alte. Merkwürdig bestimmt ist ihr Gang, merkwürdig streng sind die Gesichtszüge, in denen, wie im Näherkommen sichtbar wird, Bitterkeit und Enttäuschung ihre unveränderlichen Linien tief eingegraben haben. Der Alte, ihrer ansichtig geworden, bricht jäh seinen Bärentanz ab. Sein Lächeln nimmt einen blöden Ton von begütigend-bettelnder Feigheit an. Und während die Alte, die seine Dudelei von Haus zu Haus betteln in ein langes Brot umsetzt, an ihm mit hartem Zufassen herumrückt und zurechtputzt, wird die Tragik dieses Elendslosses offenbar, die Tragödie eines vertrotteten und verspielten Lebens.

Der Taucher

Skizze von Eitel Kaper-Wilhelmshaven.

Ein Schleusenwärter entleerte mit gierigem Griff sein Netz auf die eisig erstarrten Granitplatten. Graue, schleimige Fische, ausgeboren aus dem Schlammwasser der Einfahrt, verdrehten die Augen im Todeskrampf, unbeachtet, tränenlos, ausgestoßen von beiden Welten.

Der Morgen stand kalt und mit gelben Wolken. Nebelseim legte sich widerlich auf die Gerätschaften des Fischers, auf das Hafenhaus mit der verrosteten Uhr und auf den Taucherprahm, der zwischen den Dopeltüren der Schleuse wartete und die Manilatrossen spannte.

Von der tangverquollenen Leiter sprangen drei Männer in den Prahm, ballerten die Türen zu der Holzhütte und spien ins Wasser. Um sie vorzustellen: ein Taucher, sein Inspektor und ein Hilfstaucher, sweaterbewaffnet und mit blauroten Zipfelmützen, die von Sonne und Tabaksqualm gries geworden waren.

Zwei Helfer probierten surrend und spielend die Luftpumpe mit den Messingbehältern und einer langen grauen Schlange, dem Luftschlauch des Tauchers. Auf einem geordneten Haufen lagen mehrere Schnüre, ebenfalls für die Unterwasserarbeit bestimmt. Ein dritter Helfer entfaltete das ausgefranste rote Tuch der Taucherflagge und befestigte diese an dem dicken Baum, der als Mast dienen mußte.

Ein Nebelhorn klagte nicht unmelodisch und die Hafenvögel (gräßliches Gemisch von Seemöwen) kreischten sehr tief, nippten am Wasser und stießen weiter, den Speichern zu: „Kraaa—kraaaa — üüüüütz."

Oben ließen zwei Zimmerleute den Hobel über frischgelegte Planken jagen, fressen und kratzen. Ein ordentlicher Baas fegte die Späne zusammen und fütterte einen Kanonenofen damit, der stinkend seinen Lebensweg dahinträumte.

Der Taucher trat heraus. Sog an der Pfeife. Winkte und ließ sich achtlos den offenen Helm aufsetzen. Die Zange arbeitete mit dem Schraubenschlüssel. Das blanke Messingfenster wurde festgedreht und langsam surrte die Luftpumpe, von dem Inspektor scharf beobachtet. Ein unheimliches Gefühl der Einsamkeit lag über allen. Die Hände des Tauchers waren brandrot vor Kälte, als er die Treppe faßte und Stufe für Stufe herabtrampte, bis der Gummileib im Wasser stand. Undeutliche Dampfpfeifen warnten vom Fluß her.

„Alles klar! Los!"

Hellauf sprudelte der Luftstrom im Wasser, und Meter für Meter versanken Schlauch und Tau mit dem Taucher. Ein Ruck.

„Grund!"

Jetzt wanderten die Blasen auf der Oberfläche rastlos mit dem Taucher. Der Inspektor schrab zusammen.

„Schließt den Schieber! Er bekommt zuviel Grundströmung!"

Maschinen liefen bellend an und hallten aus dem tiefen Seitenschacht in der Schleusenmauer wieder. Ein eiserner Riegel sollte die Wasserzufuhr in die Schleuse sperren und gerade in diesem engen Spalt suchte der Taucher nach dem verlorenen Gerät, zwängte sich in die Winkel und hatte ringsum, bis auf einen kleinen Spalt, Eisen um sich.

Die Töne erklangen wie in einem Dom.

Ein schwarzer Schatten umkreiste ein unsichtbares Etwas, der Taucher fröstelte, hämmerte wild darauf los, suchte, suchte . . .

Was war das, was wollte der schwarze Fisch? Suchte er ihn? Wieder klopfte der Taucher im Schacht, stemmte sich gegen die Strömung, gab ein Signal mit der Leine.

Was hatte er getan? War er nicht bei Sinnen? Ein Brummen im Kopf verwirrte ihn, jagte ihm den Schweiß auf die Stirne. Jetzt schlossen die oben sicher den Schieber, und dann?

Jetzt mußte er heraus aus dem Tor. Noch waren Sekunden, bis sich von oben das schwarze, riesige Messer, der Schieber nach unten verschob. Dann war er abgeschnitten, rettungslos, wie die schnappenden Fische, die er vor wenigen Minuten gedankenlos beschaut hatte. Also schnell!

Er wandte sich um, so schwerfällig und langsam, wankte. Strauchelte über ein unsichtbares Hindernis. Das Gerät, nach dem er getaucht. Er klammerte sich daran, wollte sich aufraffen.

— — Der Inspektor wandte sich erregt um. An der Leine wurde gerissen. „Schließt schneller, er hat mit der Strömung zu tun. Es ist nicht in Ordnung da unten!"

„Es ist nicht in Ordnung", wiederholten die Graukittel, und lauter beliten die Maschinen, schneller knarrte die Luftpumpe und höher kletterte die Skala . . .

Der Taucher stand wieder. Nun hinaus!

Da stand das Messer schon über ihm, unheildrohend, nach unten stoßend. Der Taucher trat zurück. Wieder der schwarze Fisch!

Vor ihm drang eine schwarze Wand zum Grund. Der Weg abgeschnitten. Der Schlauch, der Schlauch, der Taucher bückte sich, fiel hin. Sein Denken war ausgeschaltet. Er träumte von seiner kleinen Fischerhütte, als ihn der unerbittliche Schieber zerbrach . . .

Die Schlange

Skizze von Clementine Krämer.

Eine Brillantnadel, in Form einer Schlange, — das Auge ein blitzender Smaragd — die tagelang in dem Schaufenster des ersten Juwelengeschäftes die Blicke auf sich gezogen hatte, war abhanden gekommen.

Dies stand groß angezeigt in dem Kurblatt des Weltbadeortes zu lesen, und gleichzeitig war für Wiederherbeischaffung ein goldenes, ringsum mit Diamanten besetztes Zigarettenetui — gegebenenfalls der Geldeswert dafür — in Aussicht gestellt.

Den andern Tag schon erhält der Juwelenhändler einen — zweifellos von Damenhand geschriebenen Brief, er möge sich denselben Nachmittag noch zum fise o' clock auf der Terrasse des Grand Hotel einfinden. Wenige Minuten danach werde sich eine Person, die ihn kenne und beobachtete, zu ihm gesellen, und er soll Aufschluß erhalten über den Verbleib der Schlange.

Daraufhin setzt der Bestohlene zweimal den Fernsprecher in Bewegung: zuerst bestellt er in dem ihm angegebenen Hotel zwei kleine Tische unweit voneinander. Dann klingelt er die Polizei an und ersucht um einen Detektiv an den zweiten Tisch.

Zur bestimmten Zeit ist er — eine täuschende Imitation seiner „Schlange" (man kann nie wissen) in der Tasche — auf seinem Platz. Er denkt, er werde — bestenfalls — einen amüsanten Nachmittag verbringen; man wird ihm vermutlich allerhand Andeutungen machen, Tips geben, aber keinesfalls wird er seinen Schmuck wieder sehen. „Geschäftsunkosten" tröstet er sich, und besinnt sich zum hundertsten Mal darüber, wie es möglich war, daß . . .

Da raschelt es neben ihm und umduftet ihn diskret. Eine angenehme kleine Person ist zu ihm getreten, verschleierten Gesichts zwar, doch konstatiert er sogleich unschwer elegante Kopfhaltung und ungewöhnlich anmutige Nackenlinie.

Er ist aufgestanden, hat — sich verbeugend — ihr andeutungsweise die Hand geküßt. Und schon — noch ehe sie ein Wort sagt — schlägt sie den Schleier, der bis über die Brust herabfiel, zurück und siehe: vorn am Halsausschnitt glänzt ihm seine Brosche entgegen. Sie deutet darauf hin mit dem Zeigefinger, daran ein ähnlicher Smaragd wie das Auge der Brosche aufleuchtet.

„Ein Glas Sekt?" fragt der Juwelier und gibt dem Kellner die Weisung. — Sobald er diesen außer Hörweite weiß, flüstert er aber: „Gegenüber sitzt der Detektiv, ich kann Sie jetzt sogleich verhaften lassen, meine Gnädigste." Sieht dabei auf das Schlänglein, das sich glitzernd zu dehnen scheint, so als hätte es eine kleine, lebendige, perfide Seele, die etwa sprechen wollte: „Fühle mich recht behaglich hier . . ."

Die Frau erwiderte verbindlich: „Wenn Sie es wollen, bitte; ich habe mich selbst in Ihre Hand, man könnte auch sagen, in Ihren Schutz gegeben." Sie spricht das alles anmutig und liebenswert, erhebt das Champagnerglas und leert es — ihm zutrinkend — auf einen Schluck.

„Sie lieben Smaragdsteine?" — fragt er, nimmt dabei ihre gepflegte Hand in der seinen auf und betrachtet den Ring an ihrem Finger eingehend: „Wäre für mich beinahe eine kostspielige Liebhaberei geworden."

„Beinahe?"

„Ich vermute, Sie sind gekommen, mir mein Eigentum zurückzugeben?"

„Wenn Sie es wünschen . . ."

„Das ist gut." lacht er, „wenn ich es wünsche! Das ist sogar sehr gut. Sind Sie nicht deshalb hergekommen?"

Sie schweigt. Dann erzählt sie auf seine entsprechende Frage, auf welche Weise sie sich in den Besitz des Schmuckes gesetzt hat: sie habe also von außen zugesehen, wie er die Nadel aus dem Fenster nahm, um sie einem Herrn und einer Dame vorzulegen, und zu andern Stücken legte, die die Beiden ebenfalls prüfend betrachteten; dies sei leicht zu beobachten gewesen durch das nach dem Ladeninnern offen gelassene Schaufenster. Die Dame habe eine Hornbrille auf der Nase gehabt und der Herr . . .

„Richtig, das war das amerikanische Ehepaar, die lehnten die Schlange ab, Schlangen brächten kein Glück . . ."

„Oho!" wundert sich die Fremde, und fügt dann keck lachend an: „Vielleicht war sie ihnen auch zu teuer, den Amerikanern." Doch sie unterbricht sich und fährt fort: sie wäre nun rasch eingetreten, habe die Verkäuferin, die auf der anderen Seite des Raumes stand, gefragt, ob irgendwer — ein ausgedachter Name — hier im Hause wohne, und dann — in der einen Sekunde — wie diese sich befragend dem kleinen Ladenmädchen zugewandt habe, wäre die Nadel in ihrer Hand verschwunden, und schon sei sie, für die Auskunft dankend, draußen gewesen.

„Und weiter?" fragt er.

„Wieso weiter?"

„Nun hatten Sie Furcht, entdeckt zu werden, oder weshalb sonst kamen Sie hierher?"

„Um meine Geschicklichkeit zu prüfen," lachte sie.

„Ihre Geschicklichkeit, — ja die hatten Sie doch bereits tags zuvor . . . — ach so," unterbricht er sich, begreift und lacht ebenfalls, denn dies Frage- und Antwortspiel beginnt ihn zu amüsieren, „ach so, Sie wollten sehen, ob Ihre Geschicklichkeit so weit reicht, daß Sie mir die Nadel abschwatzen können?"

Sie hebt langsam die Lider zu ihm auf und trinkt ihm zu.

„Es muß anerkannt werden, meine Gnädige, daß Sie mit offenen Karten spielen" — und er tut ihr Bescheid. „Wenn ich nun aber statt aller weiteren Abenteuerlichkeit" — fährt er fort — „es vorziehe, dem Detektiv zu winken — sehen Sie, der da drüben ist es am zweiten Tisch links — ich brauche nur das Glas zu heben und ihm zuzunicken, er trinkt auf meine Kosten den gleichen Sekt wie wir. Wenn ich es also vorziehe, frage ich, Sie jetzt auf der Stelle verhaften zu lassen, was dann?"

„Dann sind Sie kein Kavalier, mein Herr. Im Uebrigen könnte mir nicht viel passieren, denn ein Diebstahl ist keinesfalls nachweisbar; mein Hiersein beweist: ich habe die Nadel nicht genommen in der Absicht, sie zu behalten, es könnte höchstens „grober Unfug" herausgeknobelt werden."

„Juristin?" fragt er.

„Man erkundigt sich von Fall zu Fall."

Seine Miene spricht: „Du bist mir eine Gerissene, du."

Dann zieht er das in der Zeitung beschriebene Goldetui aus der Tasche und bietet ihr zu rauchen an.

Sie entnimmt eine Zigarette, brennt sie an dem von ihm bereitgehaltenen Feuerzeug an, betrachtet das Etui, frazt: „Jetzt wollen Sie sogleich Ihre Nadel haben, nicht wahr?"

„Ja natürlich," lacht er.

Sie klagt: „O, das ist nicht nett."

Er aber streckt diskret die Hand aus: „Nein, nein, das geht denn doch nicht, mein schönes Mädchen."

„Also bitte," sie steckt betrübt die Brosche ab und reicht sie ihm.

„Also bitte," imitiert er die Worte und den Tonfall und legt das Etui in ihre Hand. Dann zieht er eine kleine, mit grauem Samt überzogene Schachtel aus der Tasche, legt die Schlangennadel hinein und läßt sie verschwinden. „Dann wären wir also im Reinen miteinander," sagt er, „danke für den amüsanten Nachmittag."

„Ein teurer Nachmittag," klagt sie.

„So bestimmt haben Sie damit gerechnet, daß ich Ihnen den Schmuck überlassen würde? — Nein, mein Kind, ich bin kein Idealist, ich bin Geschäftsmann.

„Das scheint mir so."

„Haben Sie eine Ahnung, was die Nadel wert ist? — Viele, viele Tausende."

Und sie: „Ich pflege nicht für eine wertlose Sache mich zu strapazieren, mich Gefahren auszusetzen, einige kostbare Stunden für nichts dranzugeben."

„Ist Ihre Zeit so wertvoll?"

„Vielleicht."

„Sie machen sich gerne interessant?"

„Bin ich es Ihnen nicht?"

„Doch — sagt er mit eins, und — als ob er von einem plötzlichen Entschluß getrieben sei, greift er in die Tasche, zieht die graue Samtschachtel hervor: „Bitte."

„Danke sehr" und vor Freude errötend, befestigt sie sogleich die Nadel wieder vor ihrer Brust.

Bald erhebt sie sich: sie gehe jetzt, sich kostüm

unseren für den Maskenball, den heute abend das Grand Hotel seinen Gästen gebe.

— — — — — —

Es ist lustig auf dem Maskenball im Grand Hotel. Eben hat der Hanswurst sie abgeküßt. Sagt ihr jetzt: „Du, du bist mir gleich aufgefallen wegen deiner Nadel da vorn, die so gut zu dir paßt, du seine Schlange; die beste Imitation, die ich je gesehen habe."

Sie lacht: „Ob ich falsch bin, das lassen wir auf sich beruhen, aber die Nadel — wenn du ahntest, wer sie mir geschenkt hat — das ist ja Unsinn."

„Das ist kein Unsinn," beharrt der Hanswurst, „das läßt dir gerade der sagen, der dir sie heute nachmittag schenkte . . . und er hat mich eigens dazu hergeschickt."

Der Doppelselbstmord

Eine heitere Geschichte von Irma Erben-Sedlaczek.

Als sie sich nach dem Wintersport beim Fünfuhrtee kennen lernten, sprachen sie von Zarathustra, dem Untergang des Abendlandes und Bonsels Indienfahrt. Als sie am andern Tage zusammen rodelten, nannte er ihr blondes Haar eine goldene Melodie auf dem weißen Grunde der Schneelandschaft und ihre Augen nebelgraue Geheimnisse. Und als sie am Abend in der Hotelhalle Shimmy tanzten, da waren ihre Lippen verstummt, und nur die lodernden Blicke und die heißen, zuckenden Hände führten eine eigene Sprache.

Aber diesem jähen Aufstieg folgte eine rapide

Gestirnte Nacht

Es sang die Nacht. Der Himmel klang.
Die Sterne tanzten Fackelreigen.
Der rote Mond hing tief und bang
An langen dünnen Weidenzweigen.

Ich griff in Ueberschwang und Wahn
Hinauf in Nacht und Sternenmeere,
Ich riß aus Aetherblau und Bahn
Ein Bündel weißer Strahlenspeere.

Ins Herz stieß ich die Lichterflut,
Das letzte Dunkel zu erhellen.
Seitdem fließt durch mein schweres Blut
Der Glanz der Nacht in Silberwellen.

Heinzludwig Raymann.

Talfahrt. Alf Röder (er hieß eigentlich mit seinem Taufnamen gut bürgerlich Alfons, aber so konnte man sich doch nicht nennen!) war es plötzlich eingefallen, daß er ja längst, seit Jahren schon, gebunden sei. Er hielt sich als „Mann von Ehre" für verpflichtet, der schlanken Ruth mit den nebelgrauen Augen davon Mitteilung zu machen. Jugendliebe — die einzige Tochter seiner Wirtin, er müsse eigentlich sagen: Pflegemutter. — Siebzehnjährig — er war der erste Mann in ihrem Leben gewesen — sie müsse begreifen . . . Ruth begriff und umgab sein Haupt mit der Gloriole des mannhaft für eine Jugendtorheit Büßenden. Vielleicht hätte sie die ganze Angelegenheit weniger ideal aufgefaßt, wenn Alf nicht völlig die Tatsache zu erwähnen vergessen hätte, daß seine präsumtive Schwiegermutter doppelte Hausbesitzerin und das einzige Töchterchen ihre alleinige Erbin war.

Von diesem realen Wissen unbelastet, nahm Ruth zart schwesterlich die Hand des schmerzerfüllten Gefährten und begann mit hoher, singender Stimme zu sprechen. Einen ganzen Schwall von okkultistisch-spiritischen Phrasen, wie sie unverdaut und unverstanden in ihrem reichlich überspannten Köpfchen herumgeisterten. Sprach davon, daß Seelen, die einander einmal umfangen in der heiligen Schnee-Einsamkeit der Berge, untrennbar verbunden seien, und daß es einen Wandel gäbe auf anderen Sternen, — reiner, beglückender und besser als auf dieser unvollkommenen Erde. Und Alf ließ sich verstricken in das üppig wuchernde Gerank tönender Worte. Er war noch jung. Ein echter „Nachkriegsmann" — weichlich, verlangt, verspielt. Wußte nichts vom Wert des Lebens, weil er es ja nie hatte einzusetzen brauchen. Entflammte sich an der Idee des gemeinsamen Sterbens wie an einer neuen Sensation. Aber — es sollte in Schönheit geschehen, wenn Ihnen auch schon überholt war. Nicht zerschmettert vom steilen Absturz sollte man ihre Leichen finden, sondern unentstellt, lächelnd, mit weißen Blüten in der Hand (in Ermangelung von Weinlaub im Haar). Und man wollte in einer fernen, über den Dingen stehenden Klarheit erst einmal besprechen, wie das zu geschehen habe. Denn es ist im Grunde technisch gar nicht einmal so einfach, „in Schönheit zu sterben" . .

Der heutige Tag sollte ihnen noch gehören und dann — morgen — — Es wäre banal gewesen, die Jazzmusik des Fünfuhrtees hineinlärmen zu lassen in die letzten Dinge dieses Lebens. Also war es eine stille, kleine Konditorei, die sie am Spätnachmittag aufsuchten. Aber sie waren sich über die zu wählende Todesart noch ebensowenig einig wie über die Zahl der zu schreibenden Abschiedsbriefe, als ein junges Paar in Sportausrüstung mit fröhlichem „Skiheil!" den Raum betrat. Alf sah indigniert auf, um gleich darauf mit einem freudigen Ausruf aufzuspringen. „Ja, Richard, alter Freund, bist du's wirklich?" Der hübsche, große, breitschultrige Mann schüttelte ihm die Hand und stellte ihn dann der jungen Dame vor, die seine Schwester war. „Gestatten Sie, Fräulein Ruth — Doktor Mayberg!" machte Alf nun seinerseits bekannt. Er sagte aus einem dunklen Gefühl heraus plötzlich „Sie" zu dem Mädchen, dem er soeben noch in den Tod zu folgen gewillt gewesen war . . .

Und dann wurde es lebhaft in dem dämmerigen Extrazimmer. Doktor Mayberg, der etwas durchfroren war, ließ Punsch kommen, und der brachte überraschend schnell Stimmung in den kleinen Kreis. Am meisten freilich trug Mayberg selbst dazu bei. Er wußte so originell von Wintersport und -sportlern aller Art zu erzählen, daß keiner sich dem Reiz seiner launigen Schilderung entziehen konnte. Besonders Alf, leicht beeinflußbar wie alle übersensiblen Naturen, war wieder ganz im Bann des älteren Kameraden, mit dem er einmal zwei Semester auf einem Technikum zusammen gearbeitet und damals eine über den Tag hinausgehende Freundschaft geschlossen hatte. Er fand es gar nicht einmal verwunderlich, daß Ruths seltsam glänzende Augen unverwandt an den klugen, sympathischen Zügen des stattlichen Mannes hingen.

Es störte ihn umso weniger, als Maybergs entzückende, junge Schwester mit ihm, Alf, ein Gespräch begonnen hatte. „Sprudelnder Waldquell!" dachte er schwärmerisch und sah auf die rosigen, lachenden Lippen, zwischen denen die schneeweißen Zähnchen blitzten. Aber die kleine Waldquelle ließ ihm keine Zeit zu Träumereien. „Sind Sie Tänzer?" fragte sie soeben. Alf's Antlitz leuchtete auf. Er war in seinem Element. „Tänzer? Mehrfacher Preisträger bei Turnieren, mein gnädiges Fräulein!" Und beide vertieften sich in die technischen Finessen von Shimmy, Blues und Florida. Mayberg lachte gutmütig. „Nun dachte ich, das kleine Persönchen würde müde sein nach der Skitour. Aber keine Ahnung! Wie ich sie kenne, tanzt sie heute noch bis zum letzten Takt durch." Ruth lächelte ihm versonnen in die Augen. „Vielleicht liegt im Tanz unseres Daseins letzte Deutung verborgen! Gaben doch die Alten nicht nur der Freude, sondern auch dem Schmerze, der Verzweiflung, der Trauer im Tanze Ausdruck." Mayberg sah sie aufmerksam an. Dumm schien sie nicht zu sein. Ein bißchen überspannt vielleicht — aber war es nicht gerade eine reizvolle Aufgabe für einen Mann seines Schlages, so ein kleines, unherstatendes Seelchen auf den richtigen Weg zu leiten? . . .

Man ging vereint ins Hotel, kleidete sich um und tanzte während des ganzen Abends. Aber weder Alf noch Ruth war es dabei nach „danse macabre" zu Mut . . . Beim Gutenachtsagen sahen sie sich einander nicht an. Sie genierten sich.

Am nächsten Morgen gingen die Vier gemeinsam zum Wintersport. Doktor Mayberg mit Ruth, Alf mit Fräulein Mayberg. Und das bildhübsche Persönchen erzählte ihm ganz beiläufig, daß die chemische Fabrik ihres Vaters glänzend ginge, und daß er eigentlich einen Schwiegersohn als Teilhaber ersehne, denn ihr Bruder wolle seine außergewöhnlichen Kenntnisse gern außer Landes verwerten. Und Alf erwog, daß eine gute Fabrikteilhaberschaft doch bei weitem rentabler und vor allem greifbarer sei als die Aussicht auf zwei Zinshäuser, deren Besitzerin sich noch in den besten Jahren und bei guter Gesundheit befand . . .

Auch Mayberg erzählte der blonden Ruth allerlei von seinen Plänen. Und vom Wunderlande Indien, wohin er gehen wollte, um in Bombay eine große Filiale der väterlichen Fabrik einzurichten. Eine Frau aber — und dabei drückte er leise ihre schmale Hand — wollte